

„So etwas tut man nicht!“

Plädoyer für eine Renaissance einfacher Tugenden

Die Überschrift stammt aus der Berliner Rede, die Bundespräsident Horst Köhler am 24. März 2009 gehalten hat. Als einen notwendigen Schritt zur Überwindung der Finanz- und Wirtschaftskrise forderte er zwar: „Es braucht einen starken Staat, der dem Markt Regeln setzt und für ihre Durchsetzung sorgt.“ Der damalige Bundespräsident wusste aber genau, dass es mit dem Regulieren und Kontrollieren nicht getan ist. Was wir brauchen, ist die Wende vom isolierten Profitdenken zu einem Handeln, das regional und zunehmend auch global nachhaltig die gesamtgesellschaftlichen Interessen berücksichtigt. Dabei kann es dann nicht mehr nur um das Shareholder Value gehen, sondern die Folgen für die Umwelt müssen bedacht werden, der Arbeitsmarkt darf nicht aus dem Blick geraten, und die gerechte Verteilung der Güter.

Es genügt nicht, bei Manager-Abfindungen und Bonuszahlungen stehen zu bleiben. Das ist in aller Munde; und da erfährt man in der Tat Wunderliches. Der Mentalitätswandel, den Köhler gefordert hat, betrifft nicht nur einige wenige „da oben“ oder die Spekulanten an den internationalen Börsen. Auch der „kleine Mann“ muss einsehen, dass er mit zu den Verursachern einer Entwicklung gehört, die unser wirtschaftliches und gesellschaftliches Gefüge ins Wanken gebracht haben. Wir sind alle auf den Slogan „Geiz ist geil!“ hereingefallen. Wir haben geglaubt, dass der geringste Preis für eine Ware oder Dienstleistung zugleich auch der beste ist. Damit haben wir uns an einer Entwicklungsspirale beteiligt, die uns kurzfristig kleine finanzielle Vorteile gebracht hat, in der Folge aber zum Untergang vieler Betriebe und zum Verlust von Tausenden von Arbeitsplätzen geführt hat.

Papst Benedikt hat in seiner Freiburger Rede während seines letzten Deutschlandbesuches 2011 einen Ausspruch der Mutter Teresa von Kalkutta zitiert. Als ein Journalist sie einmal fragte, wo die Reform der Kirche anzusetzen habe, antwortete sie: „Bei Ihnen und bei mir.“ Das ist genau der Punkt. Wir alle erwarten zu viel vom Staat und von Strukturen. Wir glauben, dass Gesetze einen Ersatz für Moral schaffen könnten. In einer Zeit bürokratischer Überregulierungen müssen wir einsehen, dass das ein Irrglaube ist. Eine Gesellschaft kann nur funktionieren, wenn ihre Glieder sich von einem tragenden und prägenden Wertekanon leiten lassen. Davon sind wir in Deutschland weit entfernt – ganz zu schweigen von den anderen Ländern und Kontinenten.

Wir sind zwar Weltmeister im Mülltrennen, aber sind wir zu wirklichen Einschränkungen bereit? Die Energiewende ist in aller Munde. Aber sind wir bereit, unsere Mobilität einzuschränken? Werden wir lernen, in unserem Konsumverhalten auf Überflüssiges zu verzichten? Keiner unter uns ist gegen den Schutz des Eigentums; aber sind wir auch bereit, auf finanzielle Vorteile zu verzichten, die nicht auf Leistung, sondern auf Spekulation beruhen? Wenn heute Menschen weltweit auf die Straße gehen und gegen das Verhalten der Banken protestieren, frage ich mich: Wären all diese Menschen bereit, vor der eigenen Haustür anzufangen und ihr eigenes Verhalten zu ändern? Das wäre eine Horrorvorstellung für Werbung und Wirtschaft.

Der viel beschworene Wertewandel und eine die Gesellschaft verändernde Wiederentdeckung alter Tugenden wie die von Horst Köhler beschworene werden nicht von außen und nicht von oben kommen. Man kann von oben und außen Anregungen und Appelle ergehen lassen. Deren Wirkung wird immer begrenzt bleiben, so lange der einzelne nicht einsieht, dass ein Umdenken im ganz persönlichen Verhalten die nachhaltigere Strategie ist. Hierzu muss das Konzept von Nachhaltigkeit auf eine breitere Basis gestellt werden, als das heute gemeinhin geschieht. Dabei wird nicht nur die Frage nach den Folgen unseres Handelns zu stellen sein, sondern auch die nach seinem Sinn. Verantwortung transzendiert immer den Rahmen des unmittelbaren oder langfristigen persönlichen Nutzens und setzt eine – offen erklärte oder mehr unbewusst postulierte – Sinnoption voraus; ohne dieses Fundament kann sie nicht dauerhaft und nachhaltig verwirklicht werden.

Der Grund dafür, dass verantwortliches Handeln an entscheidenden Stellen nicht mehr selbstverständlich ist, ist m. E. darauf zurückzuführen, dass die Zusammenhänge in einer globalisierten Gesellschaft nicht mehr so deutlich erkennbar sind wie in einem überschaubaren regionalen oder lokalen Umfeld. Um zwei extreme Beispiele zu nennen: Wenn ich meine Milch beim Bauern kaufe, sehe ich die Kühe und kann mir auch als landwirtschaftlicher Laie ein Bild davon machen, ob der Hof ordentlich geführt wird und die Tiere in einem guten Zustand sind. Wenn ich im Möbelgeschäft einen Teppich aus Asien im Sonderangebot erwerbe, habe ich in der Regel keine Ahnung davon, unter welchen Bedingungen er hergestellt worden ist. Ich weiß nicht, ob Kinder den Teppich geknüpft haben; ob die Arbeit angemessen und auskömmlich entlohnt worden ist. Ich weiß nicht, welche Folgen für die Umwelt bei der Produktion in Kauf genommen worden sind und welche ausbeuterischen Strukturen ich mit meinem Kauf indirekt und unbewusst fördere. Das einzige, was in meine Kaufentscheidung einfließt, ist die Qualität des Produktes und der Preis. Je besser das mir erkennbare Preis-Leistungs-Verhältnis ist, desto zufriedener bin ich als Kunde mit meinem Kauf. Sollte ich anschließend im nächsten Laden die gleiche Ware für einen günstigeren Preis entdecken, schlägt die Zufriedenheit blitzschnell in ihr Gegenteil um, und ich fühle mich über's Ohr gehauen.

So ist es mir einmal vor einigen Jahren gegangen. Da habe ich einen kleinen Teppich gekauft, um ihn der Gemeinschaft zu schenken, bei der ich Ferien gemacht habe. In der Zeitung hatte ich von einem Sonderangebot gelesen. Das Lager sollte geräumt werden, alle Teppiche stark reduziert! Damals war ich noch so blauäugig, dass ich nicht wusste, dass ständig irgendwelche Teppichlager geräumt werden. Ich fuhr also zur angegebenen Adresse, ein offensichtlich für wenige Tage angemietetes Ladenlokal ohne große Einrichtung, nur mit hohen Teppichstapeln bestückt. Dort suchte ich einen aus und handelte den Preis von 400 Mark auf 300 herunter. Dabei war ich wahnsinnig stolz auf mein geschäftliches Geschick. Dieser Stolz schmolz schnell dahin, als ich an einem der folgenden Tage in einem anderen Geschäft den gleichen Teppich für unter 100 Mark angeboten sah. Sie können sich vorstellen, wie ich mich gefühlt habe. Ich fühlte mich betrogen. Aber warum? An welcher Skala habe ich den Erfolg meines Einkaufs gemessen? Einen Augenblick war mir der Teppich 300 Mark wert, und ich war zufrieden mit meinem Kauf. Wenige Tage später brach meine Zufriedenheit zusammen, nur weil ich ihn anderswo deutlich billiger hätte kaufen können.

Ich habe mich nicht gefragt, wer den Teppich geknüpft hat und ob er von seinem Lohn leben kann. Es ging mir einzig und allein um meinen Vorteil.

Und das Schlimme ist: Ich kann Ihnen nicht mitteilen, dass ich mich seitdem großartig geändert hätte. Ich vergleiche immer noch munter Preise und suche nach dem günstigsten Angebot. Unser Kloster brauchte ein neues Auto. Ich habe viele Stunden damit verbracht, Autos zu erproben und mit Händlern zu feilschen. Ich wollte unbedingt das günstigste Angebot finden. Dabei ging es mir um gewisse Qualitätsmerkmale, vor allem aber um den Preis. Da es in der Autobranche keinen Fair-Handel gibt, hatte und habe kein anderes Kriterium für meine Kaufentscheidung als den finanziellen Aspekt, wenn ich einmal von der örtlichen Nähe des Händlers und der Qualität seines Service absehe. Ich habe nicht danach gefragt, welchen Preis der Hersteller und der Händler benötigen, um den Betrieb aufrecht zu erhalten und die Angestellten angemessen zu entlohnen. Vielleicht wäre ich bereit, andere Preise zu zahlen, wenn deren Gestaltung transparenter wäre; wenn ich dadurch eine gerechtere Wirtschaftsordnung stützen würde. Aber wer garantiert mir das?

Natürlich lässt sich das Rad der Globalisierung nicht auf breiter Front zurückdrehen. Das wäre illusorisch und würde die vielen Vorteile verkennen, die die internationalen Vernetzungen auf den Gebieten der Wissenschaft, der Politik, der Wirtschaft und der Kultur mit sich bringen. Dass es auf dem Gebiet unseres Landes inzwischen seit über 66 Jahren keine kriegerische Auseinandersetzung mehr gegeben hat, verdanken wir unserer Einbindung in umfassendere politische und wirtschaftliche Strukturen. Dennoch muss die Frage erlaubt sein, ob Globalisierung auf allen Gebieten die nachhaltigere Strategie ist. Statt eine erstickende Fülle von Regelungen zu erlassen, müssten die Bedingungen, unter denen Waren produziert und Dienstleistungen erbracht werden, unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit und der Nachhaltigkeit durchsichtig gemacht werden, so dass der Käufer entscheiden kann, was er lieber in Kauf nimmt, einen höheren Preis oder soziale und ökologische Schäden im eigenen Land und darüber hinaus.

Natürlich gibt es Pflanzen, die bei uns nicht wachsen wie etwa Bananen oder tropische Hölzer. (Lassen wir einmal die Frage außer Acht, ob wir die wirklich zu unserem Leben brauchen.) Die muss man importieren. Vielleicht auch Produkte, die einer anderen Kultur entstammen, aber bei uns inzwischen geschätzt werden. Autos und elektronische Geräte gehören nicht dazu. Die sind über viele Jahre bei uns hergestellt und verkauft worden. Es gibt keinen anderen Grund, ihre Produktion in ein anderes Land zu verlegen, als geringere Löhne und möglicherweise sogar auch noch laschere ökologische Standards. Als Kunde müsste mir klar sein, welche Folgen ich damit in Kauf nehme: im eigenen Land eine wachsende Arbeitslosigkeit, im Herstellungsland soziale Ungerechtigkeit und/oder ökologische Schäden. Wenn ich das weiß, fällt mir vielleicht die Entscheidung für das teurere Produkt leichter, auch wenn das bedeutet, dass ich mir nicht so viel leisten kann. Wenn hier mehr Durchsicht und Weitsicht ermöglicht würde, könnte sich unsere Mentalität ändern und damit unser ökonomisches und gesellschaftliches Handeln.

Auf dem Gebiet der Ökologie hat es in unserem Land beachtliche Entwicklungen gegeben, weil es gelungen ist, dem Bürger die Zusammenhänge einsehbar zu machen. Die Menschen haben auf breiter Basis

eingesehen, dass die Natur nicht mehr ein Feind ist, den es zu überwinden und zu zähmen gilt, sondern ein sensibles und komplexes System, dem wir unser Leben verdanken. Warum sollte ein solcher Erkenntnisgewinn und die daraus erwachsende Bereitschaft, das eigene Verhalten zu ändern, nicht auch in anderen Bereichen möglich sein. Der Mensch ist nicht grundsätzlich dumm oder schlecht! Nur denkt der gelegentlich nicht weit genug. Manches Verhalten, das wir heute als kurzsichtig und auf lange Sicht schädlich erkennen, beruht weniger auf bösem Willen als auf mangelnder Kenntnis. Hier müsste dem gutwilligen Verbraucher mehr geholfen und sein Bewusstsein für Zusammenhänge und Konsequenzen geschärft werden.

Wenn es zu einer Wende unserer ökonomischen und gesellschaftlichen Schieflage kommen soll, vor der im Übrigen der Club of Rome bereits vor über vierzig Jahren gewarnt hat, muss der einzelne seine Werte neu definieren und sein Verhalten entsprechend ausrichten. Mit anderen Worten: alte Tugenden müssen wieder neu entdeckt und entschiedener praktiziert werden. Es gibt Dinge, die tut man nicht. Man schließt keine Verträge, die einen anderen überfordern oder in eine Notlage bringen. Man behandelt niemanden abfällig, nur weil er nicht unsere Sprache spricht oder eine andere Hautfarbe hat. Man lässt keine Menschen unter unwürdigen Bedingungen für sich arbeiten und zahlt ihnen keinen gerechten Lohn. „So etwas tut man nicht.“

Eine erste Wiederentdeckung müsste von dem Wort ausgehen, das die meisten auf den Knien ihrer Mutter gelernt haben: „Was du nicht willst, das man dir tu´, das füg auch keinem anderen zu.“ Das steht schon in der Bibel, und eigentlich muss man es auch nicht lange begründen. Das Wissen um die Gültigkeit dieser Maxime ist ganz tief in uns Menschen verankert. Ich kann mich in den anderen hineinversetzen. Ich weiß ja schließlich, wie ich mich fühle, wenn man mich beleidigt oder übervorteilt. Neben allem Konkurrenzverhalten, das ja besonders bei den Männern sehr ausgeprägt sein soll, gibt es so etwas wie eine kreatürliche Solidarität, zu der man nicht einmal die Bibel oder die christliche Moral bemühen muss. Die greift auch noch an vielen Stellen – z.B. wenn ein alter Mensch oder ein Kind unsere Hilfe braucht. Sie greift auch, wenn wir von einer Katastrophe erfahren, die viele Menschen in Not gebracht hat, - ein Erdbeben oder ein Tsunami. Dann ist es geradezu zu einem Sport geworden, möglichst viel Geld zu sammeln und zu helfen. Darauf können wir Deutschen auch irgendwie stolz sein. Da sind wir wirklich einmal im besten Sinn des Wortes Weltmeister.

Aber was geschieht dort, wo die Not nicht im Fernsehen gezeigt werden kann? Wenn ein ökonomisches System nicht mehr zu überschauen und zu steuern ist und so an seine Grenzen kommt? Das erleben wir in diesen Tagen hautnah. Unsere Wirtschaft ist ins Schlingern geraten. Ganze Staaten haben offensichtlich über Jahrzehnte ohne Rücksicht auf die Zukunft auf Pump gelebt. Nun will ihnen keiner mehr sein Geld leihen und wenn überhaupt, dann nur gegen völlig illusorische Zinsen, die die Situation nur weiter verschärfen. Es ist nur eine Frage der Zeit, dass die Völker zur Kasse gebeten werden: entweder durch Schuldenerlasse, wie es zum Teil schon geschieht oder in Planung ist (aber die muss ja auch irgendwer bezahlen), oder durch die Entwertung des Geldes. Das geschieht schon die ganze Zeit und ist die beliebteste Metho-

de, um Staatsschulden zu verringern. Und wen trifft eine Inflation am härtesten? Den kleinen Sparer, den griechischen wie den deutschen, der sein Geld nicht gleich ausgegeben hat; der nicht über seine Verhältnisse gelebt hat wie der Staat, sondern der versucht hat, für Zeiten der Not und für sein Alter vorzusorgen. Was immer in diesen Tagen an Rettungsmaßnahmen ausgekocht wird, irgendwer wird es bezahlen müssen, und das wird vor allem die Schwächeren treffen, - leider nicht nur die Schwächeren in unserem Land, sondern auch und vor allem in Ländern, deren soziales Netz nicht so engmaschig geknüpft ist wie das unsere.

„Was du nicht willst, das man dir tu', das füg auch keinem anderen zu.“ Wenn sich auch die in Politik, Finanz und Wirtschaft Verantwortlichen immer daran gehalten hätten und halten würden, wäre es anders um unsere wirtschaftliche Situation bestellt. Ein weiterer Schritt, der daraus folgt, wäre die Beherzigung des Kant'schen kategorischen Imperativs: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Einfacher gesagt müssten wir uns öfter fragen: „Wie sähe es auf der Welt aus, wenn alle so handeln würden wie ich?“ Das verlangt schon etwas mehr Nachdenken. Damit wäre man bereits auf dem Weg zur Erfüllung des christlichen Gebotes der Nächstenliebe, das der Mönchsvater Benedikt in seiner Regel so formuliert: „Keiner achte auf das eigene Wohl, sondern mehr auf das des anderen.“

Der gleiche hl. Benedikt, nach dessen Ordensregel wir in Stift Neuburg leben, zeigt, wie eine solche Haltung in die Praxis umgesetzt werden kann. Da ist zuerst einmal seine Betonung der Unterscheidung und des gesunden Maßes. Menschen meinen oft, dass Mönchsein bedeutet, auf die angenehmen Seiten des Lebens zu verzichten. Darum geht es aber nicht. Für Benedikt sollen die Mönche alles zum Leben Notwendige haben. Das „gut gewogene Pfund“ Brot, das sie täglich neben anderen Speisen zum Essen erhalten sollen, steht zeichenhaft für eine großzügige Haltung. Die gleiche kluge Unterscheidung gilt für den Schlaf und für das Reden. Sogar beim Beten fordert der Mönchsvater nicht das Maximum früherer Generationen, sondern ein gesundes Maß. Alles soll maßvoll geschehen und seine Ordnung haben. Überfluss ist schädlich. Die Frage sollte nicht lauten: Was kann ich mir leisten? Sondern: Was brauche ich wirklich zum Leben? Dann wäre Verzicht keine Einschränkung der Lebensqualität. Im Gegenteil, das Leben gewinnt an Intensität, wenn wir ein Gespür für das gesunde Maß entwickeln und lernen, uns zu bescheiden. Bescheidenheit. Wer hätte gedacht, dass sie ein Element nachhaltiger Lebensqualität sein könnte?

Als weiterer Punkt wäre das zu nennen, was Benedikt mit „cura“ bezeichnet. Dieser lateinische Begriff kann sowohl „Sorge“ als auch „Sorgfalt“ bedeuten. Eine Wegwerfgesellschaft hat den Respekt vor den Dingen verloren. Man sieht ihren Wert nur noch in dem Nutzen, den sie für einen selbst haben. Damit geht das Gespür für die Kostbarkeit alles Geschaffenen verloren, die die Grenzen der reinen Verwendbarkeit übersteigt. Die „cura“ wendet sich den Menschen zu, gerade auch denen, die nicht oder nicht mehr selbst für sich sorgen können wie den Kranken, den Alten und den Fremden. Als Sorgfalt hat sie aber auch ihren Platz im Umgang mit den Dingen. Benedikt mahnt, das Werkzeug zu behandeln wie heiliges Altargerät. Das hat nicht primär mit Sparsamkeit zu tun, sondern mit Ehrfurcht. Ehrfurcht rechnet mit dem Größeren,

mit dem Wert und der Würde, die Menschen und Dinge in sich haben, und die nicht zu unserer Verfügung stehen.

Eines der Gelübde, die wir Mönche ablegen, heißt auf Lateinisch „Stabilitas“. Sie kennen es von unserem Lehnwort „stabil“. Stabilität bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch: Festigkeit oder Haltbarkeit, - Solidität. Die Stabilität der Mönche bezieht sich auf die Gemeinschaft, in die man eingetreten ist. Nach vier bis fünf Jahren bindet man sich endgültig an diesen Ort und diese Menschen. Das ist in unserer Zeit vielleicht unverständlich. Mobilität ist angesagt. Die äußere Mobilität ist ein Menschenrecht. Ohne die innere Beweglichkeit wird man heute im Beruf nicht mehr weit kommen. Immer wieder gibt es Neues zu lernen und anzuwenden, sonst bleibt man zurück. Dennoch ist es wichtig bei der Sache zu bleiben. Wer Großes in seinem Leben erreichen will – sei es im Sport oder in der Wissenschaft -, muss bei der Sache bleiben. Immer wieder muss er Durststrecken durchstehen; er darf das Ziel und die Hoffnung nicht verlieren, sonst scheitert er und endet bei einer großen Enttäuschung. Das gilt auch und gerade für den Bereich der menschlichen Beziehungen, vor allem den der Familie.

Aus diesem Blickwinkel sehen die Mönche ihr Leben. Der hl. Benedikt ordnet an, dass man dem Neuling bereits ganz zu Anfang sagen soll, dass harte und schwere Situationen auf ihn zukommen. Nur wenn er sich darauf einlassen kann, soll er sich an die Gemeinschaft und ihre Lebensweise binden; sonst ist es besser, wenn er geht. – Vielleicht fragen Sie jetzt, ob dieses Gelübde immer gehalten wird. Stehen die Mönche und Nonnen alle ein Leben in Gemeinschaft bruchlos durch? Natürlich sind die Menschen, die heute in den Klöstern leben, Kinder unserer Zeit. Deshalb gibt es auf diesem Gebiet erhebliche Probleme. Immer wieder treten Brüder und Schwestern auch nach vielen Jahren aus dem Kloster aus. Die Gründe können ganz unterschiedlich sein, und oft ist es auch besser so. Aber das spricht noch nicht grundsätzlich gegen die Notwendigkeit der Beständigkeit, wenn Leben sich harmonisch entwickeln will. Nur kann es manchmal sein, dass eine innere Kontinuität der äußeren entgegensteht. Wenn diese beiden nicht mehr miteinander zu vereinbaren sind, ist es besser, der Betreffende zieht die Konsequenzen und geht. Aber ich habe auch erlebt, dass Menschen ihren Klosteraustritt sehr bald bereut haben, oder dass sie in der anderen Gemeinschaft, in die sie übergewechselt sind, sich den gleichen Problemen zu stellen hatten wie früher.

Das sind im Übrigen ja auch Erfahrungen, die in der Ehe gemacht werden. Manche passen wirklich nicht zusammen, und es ist besser, wenn sie sich trennen. Andere haben nicht genug an ihrer Beziehung gearbeitet, oder sie hängen einem Traum von Liebe und Glück nach, den das Leben nun einmal nicht einlösen kann.

Eng mit der Beständigkeit hängt ein anderer Begriff zusammen, der des „ordo“. Da Klosterleben ist in Ordnungen gefügt: in eine Tagesordnung zum Beispiel. Das muss nicht jeden Tag neu erfunden werden. Oder: Es gibt eine Ordnung für die Gebete. Die Brüder haben untereinander eine Rangordnung. Die Aufnahme junger Mönche und der Umgang mit den Gästen werden in eigenen Kapiteln geordnet. Leben ist ohne Ordnung nicht denkbar. Wie wunderbar und staunenerregend diese Ordnung ist,

zeigen uns die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die verborgenen Zusammenhänge und Ordnungen der Natur. Übrigens sieht bereits die Bibel in ihrem ersten Buch die Schöpfung als einen Vorgang des Ord- nens. Vorher ist das Tohuwabohu, das Chaos. Das Sechstageswerk des Schöpfers beschreibt in Bildern, wie eine Ordnung entsteht. In diesen geordneten Lebensraum wird am Ende der Mensch gesetzt, in den Garten, damit er ihn bebaue und pflege, nicht damit er ihn ausbeute und zerstöre. Dabei geht es nicht um eine Ordnung um ihrer selbst willen – das führt zu Ideologien und Diktaturen -, sondern um des Lebens willen.

Schließlich gilt es, Verantwortung und Verlässlichkeit wieder in unserer Gesellschaft zu stärken. Ein altes lateinisches Wort lautet: „Pacta sunt servanda. – Abmachungen muss man einhalten.“ Wo das nicht ge- schieht, wächst das Misstrauen. Das beginnt mit ganz alltäglichen Verabredungen und reicht bis in den Bereich der Ehe hinein. Man sucht nach Möglichkeiten, sich durch komplizierte Verträge abzusichern. Wie einsam und ausgesetzt sind wir, wenn wir uns nicht mehr aufeinander verlassen können! In der Benediktsregel wie in der christlichen Ethik spielt natürlich die Verantwortung gegenüber Gott eine große Rolle. Gott ist der Schöpfer und das Maß des sinnerfüllten Ganzen, in dem allein der Mensch zu seiner Vollendung finden kann. Heute sehen wir aber auch die Verantwortung gegenüber der Gesellschaft und den nachkommenden Generationen. Ein altes lateinische Axiom lautet: „Quidquid agis, prudenter agas et respice finem. – Was immer du tust, handle klug und schau auf das Ende oder das Ziel.“ Das ist das Ge- genteil von „Genuss oder Erfolg sofort!“ Leben geschieht in großen Zusammenhängen, und nur wer die im Blick hat, dessen Leben wird nachhaltig gelingen. Ich würde mir wünschen, dass diese einfache Einsicht in unserem Denken und Handeln wieder mehr Raum bekäme.

Zur Zeit meines Theologiestudiums wurden die hier beispielhaft genannten Grundhaltungen zusammen mit der Pünktlichkeit und der Sauberkeit als „Sekundärtugenden“ bezeichnet, als Tugenden, die diesen Namen nicht eigentlich verdienten. Sie standen unter dem Verdacht, einer bürgerlichen Moral zu entstammen, die nicht anders als verlogen und spießig sein konnte. Heute ernten wir die Früchte. Man erinnert sich an das Wort aus dem Propheten Jeremia: „Die Väter haben saure Trauben gegessen, und den Söhnen werden die Zähne stumpf.“ Wir müssen wieder die einfachen Tugenden entdecken, die den gesellschaftlichen Zu- sammenhang stützen und fördern. Und das beginnt nicht irgendwo „da oben“, sondern bei jedem einzelnen, der für sich akzeptiert und praktiziert, dass es Dinge gibt, die man tut, und andere, die man nicht tut.